

Jahrb. f. jüd. Gesch. u. Lit. 6 (1903), 82—90 faßt die Worte als eine Äußerung *zugunsten* Jesu auf; sein Tod werde nicht gewünscht, sondern solle im Gegenteil verhindert werden. Aber diese Deutung scheitert an den Parallelen und am Zusammenhang. Es ist höchstens denkbar, daß die Rufer (oder ein Teil von ihnen) von der Gerechtigkeit ihrer Sache ehrlich überzeugt waren und mit einer ‚Schuld‘ ihrerseits überhaupt nicht rechneten; dann war der Ausruf nicht eine frivole Selbstverwünschung, wie er gewöhnlich aufgefaßt wird. . . .“
Schlägt man nun an der hier angegebenen Stelle, d. h. S. 1033 in Band I von Strack/Billerbecks ‚Kommentar zum NT aus Talmud und Midrasch‘ nach, so fällt immerhin im Sinne Weills und Cohns auf, daß etwa dem zum Tode verurteilten Gotteslästerer gesagt wird: „Dein Blut ist auf *deinem* Haupt“, so daß man im Munde der Jerusalemiten, wenn sie Jesus für schuldig erklären wollten, erwarten würde. „Sein

Blut ist auf *seinem* Haupt“, d. h. er ist selbst dafür verantwortlich, daß er nun sterben muß. — Ob trotzdem notwendig verstanden werden muß: „Wenn er wirklich, wie Pilatus meint, unschuldig sein sollte, so wollen wir und unsre Kinder die Verantwortung für das vergossne Blut tragen“, das sollten wohl die Sachverständigen noch einmal nachprüfen, nachdem ernste Zweifel dazu geäußert wurden.
Unabhängig von dieser Nachprüfung aber ist eines über jeden Zweifel gewiß: Daß Jesus vor allem andern „für das Volk“ gestorben ist, dem er entstammte, und so wie Johannes dies (11, 49 ff.) durch Kaiphas unfreiwillig bezeugt sein läßt, ebenso Matthäus durch das Volk selbst bezeugt hören lassen will, was wir am Christkönigsfest mit dem Weihegebet Pius XI. zu entlehnen pflegen: „daß das Blut, das einst auf sie herabgerufen ward, jetzt auch auf sie als Bad der Erlösung und des Lebens niederströme.“

17. Rundschau

17/1) „Er ist anders — er ist wie Du“

Aus einem Vortrag von Walter Dirks, gehalten im Westdeutschen Rundfunk, März 1957.

Das, was zwischen den nichtjüdischen Deutschen und den Juden passiert ist, gestattet mir nicht, aus diesem Anderssein die sonst so oft erlaubte Folgerung zu ziehen, daß ich mich gleichgültig von ihm abwende. Wenn mir dergleichen mit einem biologischen oder geistigen Typus begegnet, mit dem ich geschichtlich nichts zu tun habe, kann ich achselzuckend von dannen gehen. Es muß oder mag genügen, daß ich keine negativen Folgerungen aus dem Anderssein ziehe, daß ich weder äußerlich noch innerlich aggressiv werde. Dem jüdischen Anderssein gegenüber aber muß ich standhalten, indem ich sage: „Er ist wie Du. Ich liebe diesen Nächsten.“ Für die Christen und für die gläubigen Juden gilt alles dies in gleicher Weise, aber es kommt etwas Neues hinzu, das ihrem Verhältnis ein ganz anderes Gesicht gibt. Allerdings gewinnt zunächst auch das Anderssein eine neue Dringlichkeit. Der theologische Antisemitismus, der viel tiefer sitzt, als wir es wahrhaben wollen, der als alte Wurzel des modernen Antisemitismus höchst verhängnisvoll gelebt und oft gewuchert hat, der offenbar auch heute noch nicht ganz aus unseren Religionsstunden geschwunden ist, dieser theologisch begründete Antisemitismus zieht mit seiner Formel von den „Gottesmördern“ aus dem Bericht der Evangelisten falsche Folgerungen und macht sich schwer schuldig, wenn er aus dem Wort der jüdischen Menge „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“ die Verfolgungen und das Unglück der Juden rechtfertigt. Aber wir kämen nicht weiter, wenn wir im christlich-jüdischen Verhältnis die Gestalt bagatellisierten, die uns trennt, Jesus von Nazareth. Ich denke da noch nicht einmal so sehr an den Streit um seinen messianischen Anspruch, um seine Göttlichkeit, um seine Tötung und um seine Auferstehung, den gleichsam öffentlichen Streit der Bekenntnisse, sondern ich denke vor allem an die intimste Erfahrung, die wir Christen mit diesem Menschen haben, an die Stunden des Gebetes und die Stunde des Sakraments, an das Geheimnis der Begegnung und Einigung. Ich will gar nicht versuchen, mich in ein jüdisches Herz hineinzuversetzen, es genügt mir, das Gefühl von Ratlosigkeit und Trauer in mir selbst festzuhalten, das in einer solchen intimen christlichen Erfahrung sich darüber klar wird, daß andere von ihr ausgeschlossen sind oder sich von ihr ausschließen, Menschen, denen gegenüber man sich durch das Schicksal der deutschen Judenverfolgung und vieles andere so eng verbunden fühlt. Ich kann diese Ratlosigkeit und diese Trauer nur andeuten. Daß sie den bestreiten, der unser Herr ist, auf eine viel dezidiertere Weise als die Ungläubigen, die asiatischen Religionen, das bedeutet einen

Schmerz, der um so größer wird, je inniger und je redlicher beide es mit ihrem Glauben nehmen. Mit Abschleifung und Indifferentismus ist dieser Schwierigkeit nicht beizukommen, und von den Zeiten, da sich das Christentum wie das Judentum nur als historische Denominationen des einen Vernunftglaubens verstanden, sind wir weit entfernt. In Amerika mögen die Dinge etwas anders liegen: bei uns jedenfalls ist es kein Zufall, daß es auf christlicher Seite nicht die indifferenten oder die Kulturchristen sind, welche eng mit den Juden zusammenarbeiten, sondern ausgesprochen gläubige, ich möchte sagen: orthodoxe Christen. Es sind weder die sogenannten liberalen und konziliananten Christen, denen es nicht so genau darauf ankäme, noch sind es die Grenzkatholiken hier und die katholisierenden Grenzprotestanten dort, denen die christliche Einheit eine schwere Sorge und eine große Aufgabe ist, sondern es sind gerade die gläubigen Katholiken und die gläubigen Protestanten, wenn auch nicht gerade die bornierten. So wie es auch gerade gläubige Christen und sehr sozialistische Sozialisten sind, denen um ihres Glaubens willen und um des Sozialismus willen das unglückliche und schiefe Verhältnis, das zwischen der katholischen Kirche und den sozialistischen Parteien besteht, Kummer macht. Wem es hier nicht ernstlich um den Anspruch des Glaubens, dort nicht ernstlich um den Anspruch des Sozialismus geht, findet sich viel leichter mit den Tatsachen ab. In allen diesen Beziehungen gibt es Analogien zu der Dialektik des Satzes „Er ist anders — er ist wie Du“. Überall führt gerade das redliche und konsequente Ernstnehmen der Verschiedenheiten zu der Not, in der das Gemeinsame entdeckt und tiefer gesehen wird als in den Zonen des leichten Übergangs, der bequemen Vermittlungen. So ging es uns auch im christlich-jüdischen Verhältnis. Das Kreuz Christi ist wieder zum Ärgernis geworden, und wir Christen bekennen uns offener dazu als in der liberalen Ära. Es ist wohl diese Not um den anderen Glauben, die uns dahingebracht hat, die ganz vergessene Wahrheit wieder zu entdecken, daß es sogar in der trennenden Frage nach dem Messias eine tiefe Gemeinsamkeit gibt. Daß wir uns einig sind in der Erwartung dessen, der die Welt heilen und Gottes Herrschaft zum Siege führen wird, darin haben die jüdischen und christlichen Apokalyptiker etwas Gemeinsames. Wenn die Christen auf die Wiederkehr des Auferstandenen, die Juden aber auf einen anderen oder auf etwas anderes warten, so warten sie doch beide auf Gottes Heil und sind sich darin einig gegen alle Idealisten, Naturalisten und Evolutionisten, erst recht gegen die Gleichgültigen jeder Art und Herkunft. Aber selbst wenn wir mit dieser eschatologischen Erwartung, in der sich unter Christen und Juden das Trennende und das Gemeinsame so außerordentlich eng berühren, ein wenig vorsichtig um-

gehen und uns vor formalen Kurzschlüssen und modischen Paradoxien und theologischen Koketterien hüten, so bleibt doch die große Gemeinsamkeit des Glaubens an den Einen Gott, der sich geoffenbart hat. Wir sind als Christen berechtigt und genötigt, von dem Einen Gottesvolk zu sprechen, und wir sind uns heute darüber im klaren, daß in ihm Israel seine Rolle nicht etwa mit der Erfüllung des Alten Testaments ausgespielt hat, sondern in einer besonderen Weise, deren Charakterisierung freilich jüdischen Ohren wieder wehtun kann, neben der Kirche nach Gottes Willen da ist und seinen eigenen Weg geht, bis die Stunde der Vereinigung geschlagen hat. Und auch auf jüdischer Seite scheint man bereit zu sein, dem Christentum eine gleichfalls tragische und fragwürdige, aber doch in letzter Instanz positive, nämlich auf Gottes Willen zurückgeführte Rolle in der Geschichte des Einen Heils zuzuerkennen. Wenn Christen und Juden gemeinsam den Wegen Gottes in der Geschichte nachsinnen, so stoßen sie immer wieder auf scharf Trennendes und übrigens auch auf Schmerzliches und Peinliches — und hart daneben auf eine bestürzende Nähe, ja Gemeinsamkeit. Es käme darauf an, beides genau und redlich ins Auge zu fassen. Gewiß gibt es Juden und Christen genug, die mit dieser Komponente des jüdisch-christlichen Gesprächs wenig zu tun haben, weder mit den Ereignissen des Glaubens und der gläubigen Existenz, etwa des Betens, aber auch des Zweifels, noch erst recht mit den theologischen Auseinandersetzungen, die sich teils aus solcher Glaubensexistenz, teils aus der Überlieferung des christlichen und jüdischen Denkens ergeben; ich werde mich hüten, etwas gegen die enge Zusammenarbeit von ziemlich säkularisierten Christen und sehr liberalen und modernen Juden zu sagen, denen die Theologie, ja sogar die Religion Hekuba ist, erst recht nichts gegen die Zusammenarbeit von frommen Christen und Juden, die sich in den elementaren und vor allem den praktischen Gemeinsamkeiten Genüge tun und alles andere dem lieben Gott überlassen. Aber Sie müssen es mir erlauben, zu bekennen, daß nach meiner Überzeugung und Erfahrung unsere christlich-jüdische Zusammenarbeit ihren Kern hat im Glaubensgespräch. Und gerade in diesem Glaubensgespräch, in dem es in allem Ernst um die Wahrheit geht, um die Wahrheit Gottes und um die Wahrheit des Lebens, das er uns geschenkt hat, stoßen wir unerbittlich immer wieder auf die Tatsache, daß der Jude anders ist, nämlich anderes glaubt und anders glaubt als der Christ. Wohl uns, wenn wir uns auf beiden Seiten damit nicht begnügen, sondern der eine am andern, an seinem Wort und seinem Angesicht und seinem Leben erkennt, daß er, der anders ist, gleichwohl und *indem* er anders ist, in letzter Instanz „ist wie ich“.

17/2) Christliche Überzeugungen und Haltungen mit Bezug auf das jüdische Volk

Im ökumenischen Institut Bossey bei Genf fand im Anschluß an die Konferenz von Evanston eine Arbeitstagung statt, die festzustellen versuchen sollte, welche gemeinsamen Auffassungen in der evangelischen Christenheit über das Verhältnis zwischen Kirche und Judentum bestehen. Aus den dabei gefundenen Leitsätzen geben wir den folgenden Auszug nach „Quarterly News Sheet of the Christian Approach to the Jews“ (XXVII/2, London, August 1957, p. 1 ff.) wieder:

Teil I.

Die Hauptergebnisse

Die Mitglieder der Konferenz wünschten einstimmig, daß eine Erklärung über den Gegenstand der Beratung ausgearbeitet würde und beschlossen, das Folgende als Diskussionsgrundlage für eine derartige Erklärung dem Joint Committee des Weltrats der Kirchen und der Internationalen Missionskonferenz zu unterbreiten.

(Es folgen zwei Abschnitte mit allgemein anerkannten Sätzen über:

1. Die Souveränität Christi.

2. „Das Heil kommt von den Juden“ [Joh 4, 22]. Weiter heißt es:)

3. Das jüdische Volk in seiner Beziehung auf die christliche Hoffnung:

a) Da Christus Herr über die ganze Welt ist, werden bei Seiner Wiederkunft in Herrlichkeit beide, sowohl Juden als auch Heiden, in ihrer Gesamtheit unter seine Königsherrschaft gebracht worden sein. Nach der Lehre des NT (besonders Röm 9—11) nimmt ein „Rest“ der Juden Christus an. Andere Juden sind verhärtet, aber Gott hält an Seiner Verheißung auch für diese fest, und ihre Bekehrung ist eng verbunden mit der Hoffnung auf die Wiederkunft Christi. Vielleicht sehen wir die ganze Folgerung hieraus nicht klar genug, aber hier ist eine Wahrheit ausgedrückt, welche die Kirche nicht genügend ernst genommen hat.

b) Christus ist „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und eine Verherrlichung Deines Volkes Israel“ (Luk 2, 32). Sein eigenes Licht in der Welt ist nicht voll sichtbar und Seine Kirche wird unvollständig bleiben, bis nach der Vorsehung Gottes die Gesamtheit der Juden darin aufgenommen ist. Andere Kulturen, sei es die griechische, lateinische oder eine orientalische, haben auch ihren Anteil an dem Leben und Denken der Kirche; aber die Kirche muß volle Beachtung dem grundlegenden jüdischen Glauben an den lebendigen Gott schenken, welcher der Herr der Geschichte und jedes einzelnen Menschen und jedes Volkes der Geschichte ist.

c) Unsere Hoffnung für die Juden will nicht besagen, daß wir den Zeitpunkt ausrechnen oder die Art bestimmen können bezüglich der Wiederkunft Christi in Sein Königreich. Wir tun gut daran, hier eine gewisse Zurückhaltung walten zu lassen, denn wir können nicht fest bestimmen, was wir noch nicht sehen. Diese Klarheit des Geistes wird vom hl. Paulus verlangt, wenn er sagt: „Die Hoffnung aber, welche man sieht, ist keine Hoffnung; denn wie kann einer hoffen, was er schon erfüllt sieht. Wenn wir aber hoffen auf das, was wir nicht sehen, so erwarten wir es mit Geduld (Röm 8, 24 bis 25). Das gleiche gilt mit Bezug auf den Zeitpunkt der Wiederkunft Christi in Herrlichkeit. Der Herr rät selbst von genauen Berechnungsversuchen ab, wenn Er sagt: „Von jenem Tag aber und von jener Stunde hat niemand Kenntnis, weder die Engel im Himmel noch der Sohn, sondern nur der Vater“ (Mark 13, 32).

d) Eine weitere Warnung vor zu präzisierter Spekulation bezüglich des Wiederkommens Christi liegt darin, wenn wir bedenken, daß bei Seiner ersten Ankunft das jüdische Volk bestimmte, wenn auch unterschiedliche messianische Hoffnungen hatte; und gerade weil diese Hoffnungen weithin unzulänglich oder falsch waren, geschah es, daß „Er kam in Sein Eigentum, aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf“ (Joh 1, 11). Die Tatsache einer Hoffnung für die Juden und Heiden ist uns versichert; was aber die Art der Erfüllung angeht, so tun wir recht, in Erwartung zu bleiben, damit wir nicht noch einmal von unseren eigenen Begriffsbestimmungen geblendet und so unvorbereitet sein werden, wenn Er kommt, um Sein Eigentum in Besitz zu nehmen.

e) Aus diesen Gründen sollten wir auch eine gewisse Vorsicht walten lassen bei Anwendung von Prophezeiungen auf gegenwärtige Ereignisse, gleichviel ob es sich um Prophezeiungen aus dem AT oder dem NT handelt. Bezüglich der Auslegung der Prophetie herrscht eine große Meinungsverschiedenheit in der Kirche. Die gesamte Frage der Beziehungen von Prophezeiungen des AT zu den Erfüllungen im NT und zu der Vollendung in der Endzeit bedarf weiteren Studiums im ganzen Leben der Kirche; bis dahin sollte die große Verschiedenheit der Auslegungen zur Warnung vor ungebührlichem Dogmatismus dienen, insoweit es sich um die Deutung von Gottes Absichten bei bestimmten Ereignissen unserer gegenwärtigen Welt handelt.

f) Unsere Hoffnung auf Christus bedeutet notwendigerweise die Vollendung Seines Königtums und Seiner Herrschaft in